

HENNING-KAUFMANN-STIFTUNG

Der Deutsche Sprachpreis 2021

Ansprachen und Reden



Inhalt

Begrüßung

Prof. Dr. Helmut Glück, Sprecher des Stiftungsvorstands 3

Grußwort der Lutherstadt Wittenberg

Oberbürgermeister Torsten Zugehör 7

Zur Geschichte der Henning-Kaufmann-Stiftung

Wolfenbüttel, Weimar und Wittenberg

Prof. Dr. Heinz-Günter Schmitz 9

Laudatio auf Ralph Dutlis Werk *

Alles Hörbücher

Dr. Michael Knoche 16

Dankesrede

Joseph der Träumer, der bunte Rock der Poesie und eine Liebeserklärung

Ralph Dutli 20

* Die Laudatio kann erst zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlicht werden.



H. Glück, B. Hilgen, R. Dutli, J. Ammer, H. Schmoll, M. Knoche, H.-G. Schmitz

Begrüßung

Prof. Dr. Helmut Glück, Sprecher des Stiftungsvorstands der Henning-Kaufmann-Stiftung



Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich begrüße Sie zur Verleihung des 33. Deutschen Sprachpreises hier im Wittenberger Rathaus. Besonders herzlich begrüße ich den Träger dieses Preises, Herrn Dr. Ralph Dutli, und seine Familie, ebenso den Laudator Dr. Michael Knoche, der bis vor zwei Stunden dem Vorstand der Henning-Kaufmann-Stiftung angehörte. Ich werde ihn nachher kurz vorstellen.

Weiterhin begrüße ich

- den Oberbürgermeister der Stadt Wittenberg, Herrn Torsten Zugehör, dem wir es verdanken, dass wir heuer unseren Preis in diesem festlichen Raum vergeben dürfen,
- den Träger des Deutschen Sprachpreises 2018, Herrn Oberstudiendirektor außer Diensten Josef Kraus aus Ergolding,
- Herrn Prof. Dr. Friedrich Schorlemmer, Ehrenbürger der Stadt Wittenberg,
- Herrn Hellmut Seemann, den Präsidenten der Klassik Stiftung Weimar außer Diensten,
- Herrn Prof. Heinz-Günter Schmitz aus Lauf an der Pegnitz, der dem Vorstand unserer Stiftung seit ihrer Gründung angehörte – bis auf den heutigen Tag. Er wird nachher das Wort an Sie richten.

Ich begrüße

- die anwesenden Mitglieder des Vorstands der Stiftung Deutsche Sprache, Frau Prof. Dr. Barbara Kaltz aus Freiburg und Herrn Prof. Dr. Hans-Joachim Solms aus Halle,
- die anwesenden Mitglieder des Beirats dieser Stiftung, Frau Dr. Jessica Ammer aus Bonn, Herrn Oberbürgermeister außer Diensten Bertram Hilgen aus Kassel, Herrn Prof. Dr. Gerhard Meiser aus Radolfzell und Herrn Dr. Pleines aus Sprockhövel,
- Herrn Dr. Stefan Rhein, Vorstand und Direktor der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt aus Wittenberg,
- Kristin Bischoff, Projektleiterin bei der Eberhard-Schöck-Stiftung in Baden-Baden.

Und schließlich begrüße ich

- die Mitglieder des Vorstands der Henning-Kaufmann-Stiftung. Frau Ammer und Herrn Hilgen habe ich bereits begrüßt, so dass nur noch das vierte Vorstandsmitglied zu begrüßen bleibt: Frau Dr. Heike Schmoll aus Berlin!

Seien Sie uns alle herzlich willkommen hier in Wittenberg, der Stadt Luthers und Melanchthons!

Die beiden Künstler, die unsere Feier musikalisch umrahmen, sind Wolfgang Praetorius (Cello) und Michael Stolle (E-Piano). Sie beide sind Dozenten an der Kreismusikschule Wittenberg. Vielen Dank dafür, dass Sie die Frau Musica, die Luther so geschätzt hat, zu uns Wort-Menschen mitbringen!

Der Vorstand der Hennig-Kaufmann-Stiftung ist überaus froh, dass er den Deutschen Sprachpreis nach einer Pause von zwei Jahren heute wieder vergeben kann. Die Corona-Epidemie hat unseren Preis leider gleich zweimal weggekegelt. Auch heute ist sie präsent, wie Sie an der Sitzordnung sehen können. Doch wir wollen diese Gelegenheit, der deutschen Sprache und Herrn Dutli ein Fest wenigstens in kleinem Kreise zu feiern, nicht ungenutzt lassen.

Der Vorstand der Stiftung ist sehr froh darüber, dass die Stadt Wittenberg unser Gastgeber ist. Er dankt Herrn Oberbürgermeister Zugehör dafür, dass wir Gast in diesem beeindruckenden Saal sein dürfen, und dafür, dass er und sein Team uns bei der Vorbereitung gern und umsichtig geholfen haben. In diesen Dank möchte ich Frau Zabel, die in der Geschäftsstelle der Stiftung Deutsche Sprache in Dortmund für die Henning-Kaufmann-Stiftung verantwortlich ist, und Frau Austermann von der Stadtverwaltung Wittenberg ausdrücklich einschließen.

Die Stiftung befand sich in der letzten Zeit in einem Umbruch. Sie ist eine nicht rechtsfähige Stiftung. Das bedeutet, dass sie einen Treuhänder als ihren Rechtsträger braucht. Das war bis 2019 das Deutsche Stiftungszentrum in Essen, seither ist es die Stiftung Deutsche Sprache, deren Vorstand neben Frau Kaltz, Herrn Solms und mir Herr Prof. Walter Krämer angehört, der sich für heute entschuldigen ließ. Dann gab es personelle Änderungen: Herr Prof. Schmitz und Herr Dr. Knoche sind auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand ausgeschieden. Ich möchte ihnen nachdrücklich danken für das Engagement, die manchmal notwendige Geduld, den Sachverstand und den Esprit, die sie in die Vorstandsarbeit einbrachten. Herzlichen Dank dafür, Herr Schmitz! Herzlichen Dank dafür, Herr Knoche!

Neu in den Vorstand aufgenommen wurden im Juni Herr Bertram Hilgen aus Kassel und heute Frau Dr. Jessica Ammer aus Bonn. Herr Hilgen ist Jurist. Er war Regierungspräsident und später Oberbürgermeister in Kassel. In dieser Funktion hat er viele Jahre lang den Kulturpreis Deutsche Sprache begleitet und gefördert, der gewissermaßen der große Bruder unseres kleinen feinen Preises ist. Er bringt also reiche Erfahrung mit. Frau Dr. Ammer ist Sprachwissenschaftlerin. Sie hat in Halle Latein und Deutsch studiert und war nach dem Studium in Halle und Berlin tätig. Nun wirkt sie an den Universitäten in Bonn und Trier. Sie bringt also philologische Sachkunde mit. Ich wünsche Ihnen beiden Ausdauer, Arbeitswillen

und Phantasie, aber auch viel Freude bei der Aufgabe, unsere Stiftung in eine gute Zukunft zu führen.

Ich möchte nun einige Worte zum Deutschen Sprachpreis sagen. Herr Prof. Schmitz wird nachher weiteres dazu ausführen. Der Deutsche Sprachpreis wird von einer Stiftung verliehen, die auf dem Nachlass des Dr. Henning Kaufmann beruht. Auf ihn geht ihr Name zurück. Henning Kaufmann war Gymnasiallehrer für Deutsch und Französisch in Bad Kreuznach. Der Deutsche Sprachpreis ist ein Kind der Bürgergesellschaft. Staatliche Unterstützung erhält er nicht. Er wird Personen verliehen, die sich hervorragende Verdienste um die deutsche Sprache erworben haben. Was sind solche hervorragenden Verdienste? Sie sind nicht näher definiert. Im Prinzip kommen bemerkenswerte sprachliche Leistungen in jedem Handlungsfeld für den Preis in Frage.

Diese Verdienste können in der wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Sprache und der auf Deutsch verfassten Literatur liegen. Dafür stehen beispielsweise die Preisträger Peter Eisenberg und Peter von Matt. Verdienste können auch aus sprachpolitischen Maßnahmen erwachsen, die der deutschen Sprache bzw. ihrer Verbreitung dienen. Deshalb war das Goethe-Institut Preisträger. Verdienste können auch auf der vorbildlichen Verwendung des Deutschen beruhen, etwa im Hörsaal, auf der Kanzel, in der Schule, im Rechtswesen, in der Publizistik, in der Schauspielkunst oder in einem Lektorat. Deshalb haben wir den Theatermenschen Gerhard Stadelmaier, den Schulmann Josef Kraus, den Juristen Hans Hattenhauer und das Streiflicht der Süddeutschen Zeitung ausgezeichnet. Preiswürdige Verdienste können schließlich die Poesie in deutscher Sprache betreffen, das Schaffen sprachlicher Kunstwerke. Für Verdienste dieser Art wurden Herta Müller und der Lyriker Wulf Kirsten dekoriert – und heute: Ralph Dutli.

All das macht das Profil dieses Preises aus. Der diesjährige Preisträger fügt sich als Dichter, als Publizist und als Übersetzer in dieses Profil ein. Wie dieses Profil aussieht, worin die Verdienste liegen, die sich Ralph Dutli um die deutsche Sprache erworben hat, wird uns Michael Knoche nachher in seiner Laudatio näher erläutern. Ich werde ihm nicht vorgreifen. Nur eines möchte ich vorweg ansprechen, nämlich eine phonetische Vorliebe unseres Preisträgers. Er liebt das L, den einzigen Laut unserer Sprache, den man dadurch bildet, dass man die Atemluft an beiden Seiten der Zunge ausstreichen lässt: [l]. Man nennt ihn deshalb Lateral. Darin kommt das L gleich zweimal vor, am Anfang und am Ende. Er schrieb dazu: „Das L ist ohnehin mein Lieblingslaut, in Lallen, Laben, Lieben, Leben, Lippen, Lust, Leichtigkeit und Lachen. Ich liebe den Liquid, den Fließlaut, der auf die Bewegung, den Strom der Poesie deutet [...]“¹

Seinen Beispielen kann er nun „Lutherstadt“ hinzufügen – in Wittenberg kommt leider kein L vor. Oder „Leucorea“. Oder „Helmut“, das ich in meinem Namen mit einem L schreibe,

¹ Die Fliehende. Erich Fried Preis 2018, Dankesrede von Ralph Dutli, gehalten am 25. November 2018 im Literaturhaus Wien [<https://www.derstandard.de/story/2000092084400/dankesrede-von-ralph-dutli-poesie-eine-verwandte-des-exils>].

Hellmut Seemann in dem seinen aber mit zweien. Damit die Wortgeschichte hell aufscheine?
Oder damit man das L recht deutlich artikuliere?

Ich möchte nun kurz den Laudator vorstellen, Herrn Dr. Michael Knoche. Er hat immerhin ein L am Ende seines Vornamens. Er stammt aus Düsseldorf und hat von 1971 bis 1979 in Tübingen Germanistik, Katholische Theologie und Philosophie studiert. Von 1978 bis 1980 ließ er sich für den höheren Bibliotheksdienst in Karlsruhe und Köln ausbilden. 1985 wurde er in Tübingen mit einer Dissertation über „Volksliteratur und Volksschriftenvereine im Vormärz. Literaturtheoretische und institutionelle Aspekte einer literarischen Bewegung“ promoviert. Von 1986 bis 1990 arbeitete er beim Springer-Verlag in Heidelberg. Von 1991 bis 2016 war er Direktor der Zentralbibliothek der deutschen Klassik, die später den Namen Herzogin Anna Amalia Bibliothek erhielt. In seine Amtszeit fiel der große Brand am 2. September 2004, dessen Folgen er mit unermüdlichem Einsatz zu mildern half, was ihm große Anerkennung und Dank einbrachte.² Seit 2019 ist er Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland. Er hat den Deutschen Sprachpreis bisher nicht erhalten – das kann er gar nicht, weil er bis heute Vorstandsmitglied unserer Stiftung war. Dafür aber das Bundesverdienstkreuz am Bande und die „Goldene Luther-Medaille“ der Luther-Stiftung. Dass Sie, lieber Herr Knoche, sich als Laudator für Herrn Dutli aus der Vorstandsarbeit verabschieden, dafür danke ich Ihnen sehr.

Wir können Sie aus Gründen des Infektionsschutzes nach dieser Veranstaltung leider nicht zu einem Empfang hier im Haus einladen, was wir gern getan hätten. Wir können uns aber nachher vor dem Haus zu Gesprächen treffen, wenn das Wetter das erlaubt. Danach wollen wir uns im Restaurant Trattoria Toscana mit dem Preisträger und seiner Familie zu einem Essen zusammensetzen. Sie können sich gern anschließen und daran teilnehmen – aber auf eigene Kosten. Das allgemeine Zinsniveau, unter dem nicht nur unsere Stiftung leidet, zwingt mich zu diesem unerfreulichen Schluss meiner Ansprache.

Ich bitte nun Oberbürgermeister Zugehör um sein Grußwort.

² *Die Bibliothek brennt. Ein Bericht aus Weimar.* 4., korr. und erw. Auflage. Wallstein-Verlag, Göttingen 2013.

Grußwort der Lutherstadt Wittenberg

Oberbürgermeister Torsten Zugehör



Sehr geehrte Damen und Herren, ich begrüße Sie recht herzlich in der Lutherstadt Wittenberg zur Verleihung des Deutschen Sprachpreises 2021.

Im Besonderen begrüße ich dazu Herrn Prof. Dr. Glück als Vertreter des Vorstandes der Henning-Kaufmann-Stiftung, den diesjährigen Preisträger Herrn Ralph Dutli mit Ehefrau Catherine, den Preisträger des Deutschen Sprachpreises 2018, Herrn Oberstudiendirektor a. D. Josef Kraus, Frau Dr. Annette Seemann als Vorstandsvorsitzende der Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek e.V. Weimar, Herrn Dr. Stefan Rhein, Direktor der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt und den Vorsitzenden des Campus Wittenberg e.V., Herrn Gerhard Meiser.

Die Henning-Kaufmann-Stiftung widmet sich seit der Gründung im Jahr 1978 durch Dr. Henning Kaufmann in ganz besonderer Weise der Pflege der Reinheit der deutschen Sprache. Seit 1984 wird als Würdigung dessen der Deutsche Sprachpreis an Persönlichkeiten verliehen, die sich bei der Förderung und Ausdrucksweise der Deutschen Sprache besonders auszeichnen.

Der diesjährige Preisträger Ralph Dutli wurde 1954 in der Schweiz geboren und ist u. a. bedeutender Romanautor, Lyriker, Essayist, Biograph, renommierter Übersetzer und ein „Virtuose des mündlichen Vortrages“. In der Pressemitteilung zur Verleihung des diesjährigen Deutschen Sprachpreises wird zudem seine besondere Rezitationskunst hervorgehoben. Dort heißt es: „Seine Lesungen faszinierten durch die Präzision der Sprache und Klarheit des Vortrags“.

Nicht umsonst wurde Ralph Dutli daher bereits vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Düsseldorfer Literaturpreis 2014 und dem Erich-Fried-Preis 2018.

Sehr geehrter Herr Dutli, sehr geehrte Damen und Herren,

die Lutherstadt Wittenberg als Wissenschafts-, Bildungs-, Tagungs- und Kongressstandort ist ein sehr passender Ort für die Preisverleihung, sind hier doch vielfältige Kompetenzen in

Forschung und Bildung angesiedelt. So ist auch im Integrierten Stadtentwicklungskonzept 2030 der Lutherstadt Wittenberg festgehalten, dass die Wissenschaftslandschaft unserer Stadt von Forschungs- und Bildungseinrichtungen unter dem Dach der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, von kirchlichen Institutionen und freien Stiftungen geprägt ist.

Doch auch historisch betrachtet ist die Lutherstadt Wittenberg ein passender Ort für die Verleihung des Deutschen Sprachpreises: Hier liegt der Ursprung der von Martin Luther initiierten Reformationsbewegung. Er gehörte zu den einflussreichsten Persönlichkeiten bei der Entwicklung der deutschen Sprache. Er prägte den Sprachgebrauch, den wir noch heute nutzen. „Dem Volk aufs Maul schauen“ war nicht nur eine Redensart von Martin Luther, sondern gleichzeitig sein Grundsatz bei der Übersetzung der Bibel ins Deutsche.

Im Jahr 2022 jährt sich Luthers Bibelübersetzung zum 500. Mal. Im Rahmen dieses Jubiläums sind zahlreiche Veranstaltungen wie Tagungen, Konzerte, Ausstellungen und Lesungen zum Thema „Deutsche Sprache“ in Planung, auch mit überregionalen Institutionen wie dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Darüber hinaus werden im kommenden Jahr auch die Landesliterartage Sachsen-Anhalt in Wittenberg stattfinden.

Viele der in unserer Stadt ansässigen Bildungseinrichtungen wie die Leucorea, die Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt, die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt e. V., die Cranach-Stiftung, die hiesigen Gymnasien, das Bildungszentrum Lindenfeld und die Reformationsgeschichtliche Forschungsbibliothek werden sich an den Jubiläumsfeierlichkeiten beteiligen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

die Sprache ist nach wie vor ein Instrument der Macht, sie kann teilen und vereinen. Sie macht Bildungsunterschiede deutlich und kann dadurch diskriminieren.

Sie kann schön und grausam sein.

Sie macht das Menschsein aus und verbindet, auch wenn sie ganz unterschiedlich gesprochen wird.

Diese Verbindung gelingt nur, wenn man zuhört und wenn man versteht.

Wenn es dabei nur um Akustik gehen würde, könnte man manches Missverständnis schnell ausräumen.

Die Sprache ist der Schatz der Menschheit, der zum einen behütet werden muss, sich aber immer wieder erneuern darf.

Vielen Dank, dass der Deutsche Sprachpreis in der Lutherstadt Wittenberg verliehen wird. Ich hoffe, das soll zur guten Tradition werden. Wir wollen der Sprache ein Jahr widmen und ich freue mich, wenn Sie uns darin unterstützen.

Zur Geschichte der Henning-Kaufmann-Stiftung

Prof. Dr. Heinz-Günter Schmitz



Sehr geehrte Damen und Herren,

auch ich darf Sie im Namen der Henning-Kaufmann-Stiftung ganz herzlich begrüßen. Die Stiftung, die vor nunmehr 38 Jahren, im Jahre 1983, errichtet wurde, vergibt heute ihren deutschen Sprachpreis erstmals in der Lutherstadt Wittenberg, und dies sei Anlaß genug, auf ihre Entstehung und ihre weitere Geschichte noch einmal zurückzublicken.

Der Begründer der Stiftung war der Gymnasiallehrer und Namenforscher Dr. Henning Kaufmann, der von 1897 bis 1980 lebte. Geboren wurde er in Wuppertal-Elberfeld; nach dem Notabitur im Juli 1915 nahm er als Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teil und studierte danach Germanistik, Romanistik und Geographie an der Universität Bonn, wobei er sich sein Studium selbst verdienen mußte. Schon nach 3 ¼ Jahren legte er das Staatsexamen in seinen drei Fächern „mit Auszeichnung“ ab und trat 1923 in den von ihm schon früh angestrebten höheren Schuldienst ein. 1927 folgte die Promotion, summa cum laude, mit einer Dissertation im Fach Geographie über das Thema „Rhythmische Phänomene der Erdoberfläche“, einer noch heute als „grundlegender geomorphologischer Beitrag“ gewürdigten Arbeit.¹

Henning Kaufmann unterrichtete an verschiedenen höheren Schulen des Rheinlands, zuletzt (seit 1939) in Bad Kreuznach, wo er sich 1956 vorzeitig pensionieren ließ. Er galt als ein sehr guter, anspruchsvoller und strenger, zugleich aber auch bei seinen Schülern beliebter Lehrer. Kaufmann betätigte sich auch noch als erfolgreicher Herausgeber von Schulbüchern für den Französischunterricht, die ihm zusätzliche Einnahmen verschafften. So bearbeitete er ein anerkanntes fünfbandiges Französisch-Lehrwerk für Höhere Schulen, das dann mehrfach aufgelegt wurde, und gab auch einige didaktisch vorbildlich aufbereitete und kommentierte

¹ Friedhelm Debus: Henning Kaufmann – 100 Jahre. Lehrer, Forscher, Stifter. In: Friedhelm Debus (Hrsg.): Romania – Germania: Die Bedeutung von Ortsnamen für die Sprachgeschichte im Grenzgebiet zweier Sprachen [...]. Heidelberg 1999, S. 9-24, hier S. 14.

Textsammlungen heraus, darunter eine ebenfalls häufig gedruckte Sammlung von – meist sehr humorvollen – französischen Kurzgeschichten.²

Nach seiner Pensionierung konnte sich Kaufmann ganz der Wissenschaft, genauer: der Forschung auf dem sprachwissenschaftlichen Gebiet der Namenkunde widmen, die ihn schon seit seiner Jugend fasziniert hatte. Mit dem Spürsinn des echten Forschers begabt, schrieb er nun auf der Grundlage eines von ihm schon seit langem zusammengetragenen Materials bis zu seinem Tode im Jahre 1980 nicht weniger als 12 Bücher und eine Reihe von Aufsätzen, die z. T. bis dahin kaum beachtete Bereiche und Probleme der Namenkunde behandeln und heute zum anerkannten Bestand dieser Disziplin gehören.

Schließlich hat Kaufmann die deutsche Namenforschung außer durch seine Werke auch noch durch eine großzügige Stiftung bereichert: die „Henning-Kaufmann-Stiftung zur Förderung der deutschen Namenforschung auf sprachgeschichtlicher Grundlage“, die Kaufmann 1976 beim „Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft“ – heute „Deutsches Stiftungszentrum“ – errichtete. Sie besteht bis heute und vergibt – satzungsgemäß – jährlich einen oder mehrere Geldpreise an herausragende Namenforscher. Daß Kaufmanns Namenkunde-Stiftung seit ihrer Errichtung sehr verantwortungsvoll und erfolgreich umgesetzt wurde, ist vor allem dem Kieler Sprachwissenschaftler und Namenforscher Prof. Friedhelm Debus zu danken, der Kaufmanns Bücher gut kannte und sehr schätzte, mit ihm auch in freundschaftlicher Beziehung stand und Kaufmanns Persönlichkeit und Werk nach dessen Tod ausführlich gewürdigt hat.³

Über seine Namenkunde-Stiftung schrieb Kaufmann kurz nach deren In-Kraft-Treten 1976 an Debus:

„Meine Stiftung stammt auch nicht aus irgend einer Erbschaft, sondern nur aus Ersparnissen, die ich mir dank meiner einfachen und genügsamen Lebensweise machen konnte. Es geht hier garnicht um meine Person, sondern es ist nur das Schicksal der deutschen Namenkunde und der deutschen Sprache, die von innen und außen gefährdet sind, was mir am Herzen liegt. Da ich leider keine Familie habe, auch keine nahen Verwandten mehr, so gebietet es meine Selbstachtung, mich auch in meinem Alter noch nützlich zu erweisen. Auf meinem Grabstein soll mit Recht stehen: ‚sein Leben war Dienst an der Jugend und Dienst an der Wissenschaft‘ “,⁴ – was heute denn auch zu Recht auf seinem Grabstein in Bad Kreuznach steht.

Seinem – neben der Namenkunde – zweiten großen Anliegen – der deutschen Sprache – hat dann Kaufmann ebenfalls eine Stiftung gewidmet, eine wiederum dem Deutschen Stifterverband anvertraute Nachlaßstiftung unter dem Namen: „Henning-Kaufmann-Stiftung zur Pflege der Reinheit der deutschen Sprache“, die uns nun auch heute zusammengeführt hat. Dem „Zweck der Stiftung“ – so Kaufmanns Satzung – „soll in der Weise entsprochen werden,

² Näheres bei Debus (s. Anm.1), S. 15.

³ Vgl. Debus (Anm. 1) und die dort gegebenen weiteren bibliographischen Hinweise.

⁴ Ebenda, S. 20 f.

daß [...] Wissenschaftler, auch rednerisch oder schriftstellerisch begabte Fachleute, die auf dem Gebiet der deutschen Sprache eine [...] bedeutende oder hervorragende [...] Arbeit vorlegen oder die sich in anderer Weise um die Förderung der Pflege der deutschen Sprache verdient gemacht und sich besonders um eine gute und gemeinverständliche Ausdrucksweise bemüht haben, durch Verleihung eines Preises ausgezeichnet werden“. Und weiter hieß es noch – was genauso auch schon in der Satzung der ersten Stiftung gestanden hatte – : „Das der Beurteilung unterliegende Druckwerk muß in gutem und gemeinverständlichen Deutsch verfaßt sein. Alle unnötigen Fremdwörter sind zu vermeiden.“

Hier kommt eine zugleich sprachpflegerische wie sprachkritische Haltung zum Ausdruck, die Kaufmann von Linguisten den Vorwurf des Purismus oder der Deutschtümelei eingetragen hat, den er mit den Worten zurückwies: Es habe mit Deutschtümelei nichts zu tun, wenn man auf die „Stilreinheit der deutschen Sprache und Gemeinverständlichkeit des sprachlichen Ausdrucks“ Wert lege und etwa statt 'generell' lieber 'allgemein', statt 'Entlabiierung' lieber 'Entrundung' sage.⁵

Wie Friedhelm Debus aufgrund vieler schriftlicher und mündlicher Äußerungen Kaufmanns zusammenfassend urteilt, „ist hinreichend klar, daß Kaufmann kein strenger Purist im eigentlichen Sinne war, eher ein gemäßigter“.⁶ Und so ist auch der von Kaufmann im Stiftungsnamen selbstbewußt verwendete Begriff der sprachlichen Reinheit, der eine lange Geschichte hat,⁷ nur im Sinne eines gemäßigten Purismus zu verstehen, der fremdsprachliche Einflüsse nur dann einzuschränken sucht, wenn sie überhandnehmen und damit die Gemeinverständlichkeit der Sprache, ihre historisch gewordene Eigenart und damit wiederum auch die Sprachloyalität beeinträchtigen.

Wie und warum kam ich aber selbst in diese Stiftung, wurde ihr erstes Vorstandsmitglied, sogar ein sog. geborenes Mitglied? Nun, durch eine Reihe glücklicher Umstände: Ich war seinerzeit Assistent bei Prof. Debus in Kiel, kannte auch Kaufmanns Bücher und lernte ihn schließlich dank Herrn Debus auch persönlich kennen. Damals hatte ich gerade in der Neuen Rundschau eine unzeitgemäße Betrachtung über die Amerikanisierung unserer Sprache veröffentlicht, die Kaufmann gefallen hatte.⁸ Nachdem er mich in mehreren Gesprächen besser kennengelernt hatte, kam es dazu, daß er mich in seiner Nachlaßstiftung als einziges Vorstandsmitglied benannte, mit dem Auftrag, weitere zwei oder auch mehr Vorstandsmitglieder zu berufen und damit die Stiftung zum Leben zu erwecken.

Nun, ich fand zwei gleichgesinnte Mitstreiter: zum einen den mir noch aus Studienzeiten bekannten Germanisten Dr. Ulrich Knoop vom Forschungsinstitut Deutscher Sprachatlas in Marburg, später Professor in Freiburg, zum andern den Rechtsanwalt Dr. Ekkehard Keller aus

⁵ Vgl. Henning Kaufmann: Rhein Hessische Ortsnamen, München 1976, S. 241.

⁶ Vgl. Debus (s. Anm 1), S. 22.

⁷ Vgl. u. a. die durch ein Stipendium der Henning-Kaufmann-Stiftung geförderte Arbeit von Gerhard Härle: Reinheit der Sprache des Herzens und des Leibes. Zur Wirkungsgeschichte des rhetorischen Begriffs 'puritas' in Deutschland von der Reformation bis zur Aufklärung. Tübingen 1996.

⁸ Günter Schmitz: Die Amerikanisierung unserer Sprache. Eine unzeitgemäße Betrachtung. In: Neue Rundschau 87 (1976), S. 238-246.

Viersen, der wenige Jahre zuvor noch im Stifterverband tätig gewesen war und Henning Kaufmann dort noch persönlich kennengelernt und beraten hatte. So konnte der nunmehr dreiköpfige Vorstand, noch vermehrt durch eine Vertreterin des Stifterverbandes, sich im April 1983 konstituieren und mit der Stiftungsarbeit beginnen.

Im Vorstand ergaben sich erst relativ spät Veränderungen: Zwischen 1994 und 2001 gehörte Prof. Uwe Pörksen, unser Preisträger von 1990, dem Vorstand an, 2002 kam Prof. Helmut Glück hinzu; im Jahre 2009 – nach 26 Jahren (!) engagierter Mitarbeit – zogen sich die Gründungsmitglieder Ulrich Knoop und Ekkehard Keller zurück, und für sie wurden in den Jahren 2009 und 2010 Dr. Michael Knoche, Direktor der Anna-Amalia-Bibliothek Weimar, und Dr. Heike Schmoll von der FAZ, unsere Preisträgerin von 2005, hinzugewählt.

Heute kann die Henning-Kaufmann-Stiftung auf eine 38-jährige, höchst erfolgreiche Geschichte zurückblicken, und das ist vor allem der Verdienst ihrer früheren und jetzigen Vorstandsmitglieder. In meiner Eigenschaft als vom Stifter noch berufenes und damit geborenes Vorstandsmitglied möchte ich den früheren und den anwesenden heutigen Vorstandsmitgliedern für ihre immer höchst anregende, kreative und vertrauensvolle Mitarbeit herzlich danken. Ein ganz besonderer Dank gebührt Herrn Glück, unserem langjährigen Sprecher, für sein umsichtiges, kluges und verantwortungsvolles Handeln zum Wohle unserer Stiftung.

Die Hauptaufgabe des Vorstandes besteht laut Satzung, wie schon angedeutet, in der Vergabe eines Preises für eine im Sinne des Stiftungszwecks preiswürdige Leistung; wir dotierten diesen – erstmals 1984 verliehenen – Preis mit 10.000.- DM bzw. 5000.- €, und wir nannten ihn seit 1991 einfach kühn den Deutschen Sprachpreis, denn es gab keinen vergleichbaren. Und wie uns die gute Resonanz in den Medien von Anfang an immer wieder zeigte, haben wir bei der Auswahl der Preisträger eine glückliche Hand gehabt. Das hatte auch damit zu tun, daß wir stets auch bemüht waren, das große Spektrum preiswürdiger Leistungen, wie es die – schon zitierte – Satzung Kaufmanns vorgibt, voll auszuschöpfen. Wenn Sie sich die lange Liste unserer Preisträger auf der Einladungskarte oder auf der von Herrn Glück gestalteten Internetseite ansehen, werden Sie die Vielfalt der Themen, Fachbereiche und Berufe feststellen, in denen wir preiswürdige Verdienste um die Pflege der deutschen Sprache entdeckt und ausgezeichnet haben. Es sind Verdienste, die – gerade angesichts des gewaltigen und noch immer wachsenden Einflusses der angloamerikanischen Sprache und Kultur und jetzt auch noch einer zunehmenden Sexualisierung und zugleich Moralisierung des Sprachgebrauchs – von der Ausdruckskraft, Leistungsfähigkeit, Klarheit und Schönheit unserer eigenen, angestammten Sprache beispielhaft Zeugnis ablegen, Zeugnis von – mit Leibniz zu reden – „der deutschen Sprache Reichtum, Reinigkeit [d. i. Reinheit] und Glanz“.⁹

⁹ Gottfried Wilhelm Leibniz: Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Hrsg. v. Uwe Pörksen. Kommentiert von Uwe Pörksen und Jürgen Schiewe. Stuttgart 1983, S. 27.

So haben wir seit 1984 mit unserem Preis ausgezeichnet: Sprachwissenschaftler, Sprachhistoriker, Lexikographen (Konrad Ehlich, Peter Eisenberg, Theodor Ickler, Peter von Polenz, Oskar Reichmann und die Bearbeiter des Grimm'schen Wörterbuchs), Sprachkritiker (Hans-Martin Gauger, Walter Krämer, Uwe Pörksen), Literaturwissenschaftler (Karlheinz Bohrer, Rüdiger Görner, Charles Linsmayer, Peter von Matt, Norbert Miller, Gustav Seibt), Schriftsteller (die Gruppe der Rumäniendeutschen mit Herta Müller, der späteren Nobelpreisträgerin, Ralph Dutli), einen Lyriker (Wulf Kirsten), Übersetzer (Hans Wollschläger, Georges-Arthur Goldschmidt, Rosemarie Tietze), Journalisten (Konrad Adam, Heike Schmolli, die Verfasser des „Streiflichts“ der SZ), Schauspieler und Rezitatoren (Will Quadflieg, Blanche Kommerell), eine Verlegerin (Katharina Raabe), einen Naturwissenschaftler (Martin Wagenschein), einen Rechtshistoriker (Hans Hattenhauer), einen Philosophen (Dieter Henrich), eine Philologin (Dorothea Kuhn), einen Theaterkritiker (Gerhard Stadelmaier), einen Pädagogen und Schulmann (Josef Kraus), das Goetheinstitut. Alle Reden der Preisträger – dies war uns ein besonderes Anliegen – haben wir in unseren Jahrbüchern dokumentiert; und auch die Laudationes sind dort nachzulesen und zeigen, daß wir immer hochmotivierte, glänzende Lobredner gefunden haben.

Wichtig war uns auch von Anfang an der Ort, an dem der Preis in einem feierlichen Rahmen verliehen werden sollte. Es war ein Glücksfall, daß wir zu Beginn unserer Stiftungstätigkeit den hochangesehenen Direktor der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel, Prof. Paul Raabe, den „bekanntesten Bibliothekar Deutschlands“, dafür gewinnen konnten, unsere erste Preisverleihung im Jahre 1984 in seiner berühmten Bibliothek, und hier in der altehrwürdigen Augusteerhalle, durchzuführen. Paul Raabe würdigte in seinen Begrüßungsworten das Anliegen unserer Stiftung und erinnerte an die lange Tradition deutscher Sprachpflege gerade in Wolfenbüttel, an Herzog August von Wolfenbüttel, den bedeutenden Gelehrten und Förderer der deutschen Sprache und Literatur, und auch an die Wolfenbütteler Bibliothekare Leibniz und Lessing und ihre Verdienste um die Pflege der deutschen Sprache. Und dann hielt der bekannte Romanist Hans-Martin Gauger, der große Sprachenkenner, eine hochbedeutsame, weil gerade auch unser Anliegen betreffende Rede zur Frage „Brauchen wir Sprachkritik?“. Und er bejahte entschieden die Frage: Sprachkritik und kritische Sprachpflege seien notwendig, zwar durchaus nicht im Sinne eines engen, streng puristischen Reinheitsbegriffs, aber doch sehr wohl – z. B. im Falle *übermäßigen* Fremdwortgebrauchs oder auch des gegenwärtigen starken Rückgangs des Deutschen in der Wissenschaftssprache – im Sinne eines umfassenderen, höheren, „geistigeren“ Reinheitsbegriffs; und ein solcher Reinheitsbegriff ergibt sich nach Gauger aus dem Gebot der Allgemeinverständlichkeit (wobei er sich auf Leibniz berief) wie auch aus einem – und das war ihm (und uns!) besonders wichtig „ – durchaus moralisch getönte[n] – Gefühl der Verpflichtung, das wir unserer Sprache gegenüber empfinden“. Gauger stellte sich mit diesem Plädoyer für Sprachkritik und Sprachpflege und seiner Berufung auf das „Gefühl der Bindung“ an die eigene Sprache, also auf die Sprachloyalität, sehr deutlich gegen die seit den 70er Jahren herrschende Linguistik, die in ihrer stark funktionalistisch ausgerichteten Sprachbetrachtung das Sprachbewußtsein und Sprachgefühl des Einzelsprechers und damit

die Fragen der Bewertung des Sprachgebrauchs, d. h. Sprachkritik und Sprachpflege, weitgehend vernachlässigt und abgewertet hatte.¹⁰

Wir erlebten in Wolfenbüttel insgesamt noch weitere sechs vielbeachtete Preisverleihungen, darunter 1986 die Preisvergabe an die aus Göttingen und aus Ostberlin angereisten Mitarbeiter an der Neubearbeitung des Grimm'schen Wörterbuch, damals eines der letzten gesamtdeutschen wissenschaftlichen Projekte. Oder die Preisverleihung an Will Quadflieg 1987, der vor einem überaus zahlreich erschienenen Publikum, das die ganze Augusteerhalle füllte, seinen Dank für die Ehrung vor allem durch seine unnachahmliche Vortragskunst abstattete, indem er Gedichte Goethes, Hölderlins, Schillers, Mörikes und anderer Dichter rezitierte und zum Schluß, als Huldigung an Lessing in Lessings Bibliothek, die Ringparabel. Als wir ihm ein halbes Jahr zuvor unsere Preisentscheidung mitgeteilt hatten, hatte er geantwortet: „Es freut mich, dass ein Stifterverband [Quadflieg meinte unsere Stiftung], der sich um die Reinheit der deutschen Sprache bemüht, mir diesen Preis zuerkennen will. Seit vielen Jahrzehnten geht meine Arbeit mehr und mehr diesen Weg – und liegt mir am Herzen. Gerade weil die Sprache der wesentlichste Ausdruck des Wesens und der Seele eines Volkes ist [,] muss man das Bewusstsein der Menschen schärfen für die Bedrohung unserer Sprache. Ich bin mir der Ehre und Verpflichtung dieser Wahl bewusst und nehme sie gern an“.

Im Jahre 1991 sind wir dann mit unserer Preisverleihung von Wolfenbüttel nach Weimar gegangen. Wir freuten uns über die 1989/1990 glücklich erreichte Wiedervereinigung und wollten mit einem Ortswechsel in die neuen Bundesländer ein Zeichen setzen, wollten auch unsererseits einen Beitrag zur notwendigen Umsetzung der Wiedervereinigung leisten. Und es lag nahe, den Deutschen Sprachpreis in Weimar zu vergeben, wo die Pflege der deutschen Sprache schon eine lange Tradition hatte: Weimar war die Stadt der deutschen Klassik, und hier war schon 1617 die erste große deutsche Sprachgesellschaft, die ‚Fruchtbringende Gesellschaft‘, gegründet worden.

In unserer ersten Preisverleihung dort ehrten wir Georges-Arthur Goldschmidt, den großen Vermittler und Deuter deutscher Sprache und Literatur in Frankreich, und unser erster Preisträger, Hans-Martin Gauger, hielt die Laudatio.

In Weimar hat unsere Stiftung dann bis 2018 ihren Preis vergeben, in Verbindung mit der Stiftung Weimarer Klassik, in deren prächtigen geschichtsträchtigen Räumen wir Jahr für Jahr Gast sein durften. Im Jahre 2019 hat es für die Stiftung eine wichtige Veränderung gegeben: Wir haben die langjährige Treuhänderschaft des Deutschen Stiftungszentrums gekündigt und als neue Treuhänderin die Stiftung Deutsche Sprache gewinnen können, weil wir uns in diesen rauen Zeiten niedriger Zinsen und zurückgehender Erträge eine bessere Verwaltung des Stiftungsvermögens erhofften. Im Einvernehmen mit der neuen Treuhänderin, die sich hier in Wittenberg bereits für die deutsche Sprache und ihre Geschichte engagiert, hatten

¹⁰ Hans-Martin Gauger: Brauchen wir Sprachkritik?. In: Henning-Kaufmann-Stiftung zur Pflege der Reinheit der deutschen Sprache. Jahrbuch 1984. Marburg, 1985, S. 31-63, hier besonders S. 39 ff.; dazu auch: Ulrich Knoop: Laudatio auf Hans Martin Gauger, Preisträger 1984, ebenda S. 23-29, bes. S. 25 ff.

wir uns auch entschlossen, nun auch hier in der Lutherstadt, einem – nach Wolfenbüttel und Weimar – weiteren großen kulturellen Leuchtturm Deutschlands, unseren Preis zu vergeben.

Im nächsten Jahr wird in Wittenberg an Luthers Übersetzung des Neuen Testaments erinnert werden, das im Sept. 1522 – also dann vor 500 Jahren – in der Wittenberger Druckerei Melchior Lotthers d. J. zum ersten Mal gedruckt wurde und sogleich zu einem beispiellosen Bucherfolg wurde. Mit diesem sog. Septembertestament, dem dann – ebenso erfolgreich – die Übersetzung des Alten Testaments folgte, und mit all seinen anderen, ebenfalls in vielen Auflagen gedruckten deutschsprachigen Werken hat Luther hier von Wittenberg aus die deutsche Sprache und Literatur der Neuzeit wie kein anderer vor ihm und nach ihm beeinflußt – mit seiner meisterlichen Sprache, die Jacob Grimm wegen ihrer „edlen, fast wunderbaren reinheit“¹¹ rühmte. Daher ist denn auch für unsere Stiftung zur Pflege der Reinheit der deutschen Sprache gerade die Lutherstadt ein würdiger Ort zur Vergabe ihres Sprachpreises.

Die heutige glanzvolle Preisverleihung hier im Alten Rathaus gibt der Stiftung Mut und Zuversicht, sich auch weiterhin für die deutsche Sprache einzusetzen. Ein verjüngter und nun mit zwei Damen und zwei Herren auch paritätisch besetzter Vorstand wird die Stiftungsarbeit weiterführen. Als nun ausscheidendes Vorstandsmitglied wünsche ich dem neuen Vorstand von Herzen viel Erfolg und immer eine glückliche Hand bei der Auswahl der Preisträger und ihrer Laudatoren. Möge unsere Stiftung auch in Zukunft im Sinne ihres Stifters Henning Kaufmann wirken und gedeihen.

¹¹ Jacob Grimm: Deutsche Grammatik. 1. Theil. Göttingen 1919, S. XI.

Alles Hörbücher

Laudatio auf Ralph Dutlis Werk

Dr. Michael Knoche



Die Laudatio (S. 16-19) kann erst zu einem späteren Zeitpunkt veröffentlicht werden.

Dankesrede

Ralph Dutli



Als ich erfuhr, dass ich von einer Stiftung zur Pflege der Reinheit der deutschen Sprache einen Preis bekommen sollte, erlebte ich ein wenig. Natürlich erschrak ich – über mich, weil ich in meiner Poetik ein geradezu komplizenhaftes Verhältnis zur Unreinheit unterhalte. Sie scheint mir konstitutionell eigen und eingeschrieben zu sein in meine Gedichte, Romane, Essays, Lyrikübertragungen.

Müssen Sprachen rein sein, sollen sie reingepflegt werden? Jede ist aus Beflecktem und Vermischtem erwachsen, im Schmutz der Zungen und Kehlen, aus Hybridem, längst Abgelegtem, Verwesendem und frech neu Aufblühendem. Sprache sträubt sich gegen die unbefleckte Empfängnis. Kunst ist frohgemut buntgescheckt, befleckt und unrein.

Das Deutsche wird eine verlorene Unschuld, die nie eine war, nie mehr wiedergewinnen. Gäbe es Shakespeares Englisch ohne das große Kuddelmuddel aus Angelsächsisch und normannisch-französischem Import, der so viele lateinische Sprachwurzeln über den Ärmelkanal verschiffte? Das Französische? Dieses herrliche, Bäume und Quellen verehrende Galliergemisch mit aufgepfropftem Vulgärlatein und sechshundert fränkisch-germanischen Einsprengseln. Das Russische, das ich liebe und aus dem ich viele Gedichte übersetzt habe: Steppen-Skythisch, Balto-Slawisch mit finno-ugrischem Substrat, byzantinisch alphabetisiert. Zudem trägt es Spuren oder Narben des Mongoleneinfalls von 1240 und der Herrschaft der „Goldenen Horde“, die mehr als zweihundert Jahre dauerte. Der russische Literaturnobelpreisträger Joseph Brodsky schreibt in seinem Gedicht „Porträt der Tragödie“, das ich mit Freude übersetzt habe, über den für europäische Kehlen nicht leicht auszusprechenden „Jery“-Laut: Ein Mongole habe ihn erfunden. Vermutlich ist jede Sprache eine „Hybride aus Erzengeln und Mongolenhorden“, so Brodsky im selben Gedicht. Reinstes Kunterbunt!

Erst recht die Poesie: Tänze auf Müll, Kehrlichtfutter. In einem meiner frühen Gedichte, im Band „Notizbuch der Grabsprüche“: „Ich habe Glücksfälle für dich / erfunden Unglücksfälle Abbruchhalden / da liegst du rostfrei inmitten aller / Herrlichkeiten totgeglaubter Zufallsparadiese // die Wahrheit ist kleiner! / kleiner als ein Haar? Wie es / wahr ist wenn du

liebst // ich habe einen Idyllendichter / in einem Steinhaus so lange / mit Kehrlicht gefüttert
und er / narrt mich mit einer Blüte / strenger Poesie!“

Es kann gut sein, dass dies hier eine Liebeserklärung an die deutsche Sprache wird, an deren offenerherzige vitale Zeitlichkeit und leicht schamlose Weisheit. Als Dichter und Übersetzer kann man einer Sprache nur in Demut begegnen, wenn sie einen das bisschen Lebensstrecke lang als hellhöriges Medium akzeptieren will, als zerbrechliches, manchmal tollkühnes Sprachrohr mit Ohr und menschlicher Zunge. Wir sind nie wirklich „sprachmächtig“, müssen vielleicht sogar alle Macht ablegen, wenn wir ihr halbwegs würdiges, freiheitsliebendes Instrument werden wollen.

Es fängt damit an, dass ich mich zwischen den Sprachwelten bewege, aus denen ich Gedichte in die von mir – o ja! – geliebte deutsche Sprache übersetzt habe, vom okzitanischen und altfranzösischen Mittelalter bis in die russische Moderne, ein paar englische und lateinische Gedichte waren auch dabei. Es ging nicht zuletzt darum, die deutsche Poesie durch den Kontakt mit den anderen Sprachwelten heilsam zu befremden. Ich halte es nicht ungern mit Goethes Bestimmung der Weltliteratur als dem „freien geistigen Handelsverkehr“, der den Beteiligten „Vorteil und Genuss“ beschere (so in der Einleitung zu Carlyles „Leben Schillers“).

In meinen Gedichtübertragungen habe ich bewusst und voller Lust oft unreine Reime verwendet. In meinem Buch „Nichts als Wunder – Essays über Poesie“ gibt es dazu den Versuch „Der Reim ist der Reiz. Lob des unreinen Reims“. Wer vor allem Gedichte aus dem Russischen ins Deutsche übertragen hat, stößt ganz natürlich auf das Problem des Reims: Der Vorrat an Reimen ist im Russischen – einer hochflektierten, also formenreichen Sprache – riesig, im Deutschen dagegen winzig. Dichter wie Marina Zwetajewa, von der ich unter dem Titel „Lob der Aphrodite“ gerade eine größere Gedichtauswahl übertragen habe, haben diesen immensen Reimvorrat noch einmal um Hunderte von kühnen experimentellen Reimen erweitert.

Joseph Brodsky lässt in einer eigentümlichen Erotik des Reimens Wörter sich paaren, die in der Tradition noch nie sich gereimt haben. Der gebrochene, neue Reim ist ein Erkenntnisinstrument. Reines mit Unreinem (fast hätte ich gesagt: Unreinem) mischend, musste auch ich ungezählte neue, raue, schroffe, dissonante Reime finden, habe bei Brodsky „Hoffnung“ auf „Hofhund“ gereimt, bei Mandelstam „Buonarroti“ (gemeint ist Michelangelo) auf „backenknochig“, bei Zwetajewa „nicht sein“ auf „Gesichtskreis“. Für jedes Reim-Experiment gab es semantischen Anlass, aber ich habe ihn genau am Versende unrein verpaart.

Ungewohnte, ungemütliche Reime, die ich der deutschen Sprache angedichtet habe. Verpaarungen, von denen sie noch nie gehört hat. Und doch hört sie hellhörig, nicht ungern, wenn auch unrein, die neue, dissonante Musikalität. Unser Ohr ist ein so feines und wunderbares Organ, dass es nicht nur auf Herz-Schmerz-Reime erregt reagiert, sondern sich auch an ferneren Assonanzen freuen kann. Hat nicht Heinrich Heine im Pariser Exil, in seiner Spätzeit, schon als Lazarus dahinsiechend in seiner Matratzengruft, „Rotznas“ auf „Mozart“ gereimt?

In den mittelalterlichen absurden Gedichten, den „Favrasien“, die ich aus dem Französischen des dreizehnten Jahrhundert erstmals übersetzt und 2010 als Buch veröffentlicht habe, interessierte mich die absurde Verkehrung der reinen Logik. Es war ein Anliegen, der scheinbar durchorganisierten, binär digitalisierten Gegenwart die haarsträubend unreine Logik der Poesie und den vitalen Spieltrieb der Sprache zu offenbaren. Weshalb es befreiend war, in jenen scheinbar so fernen, verwirrend modern anmutenden Gedichten fliegende Esel zu finden, schwangere Männer, Pferde aus Asche, Lieder aus Lauchsuppe, Würste aus Glas und kopflose Schönheiten. Die Absurditäten einer verkehrten Welt schienen meinem Sinn für Unreinheit großzügig entgegenzukommen.

Ich liebe das Muster in allem, ich mag das Hybride, Gesprenkelte, Gefleckte, Gescheckte, Geäderte, Gemaserte, Narbige, Gemischte, das universale Durcheinander, die Rumpelkammer des Weltalls. Ich mag es mit hinterlistiger Fröhlichkeit, dass die Gabeln und Messer aus völlig verschiedenen Sets stammen, Laken und Kissenbezüge aus unterschiedlichen Epochen meines Lebens. So schlafe ich mich durch meine alten Träume.

Mich fasziniert die beglückende rituelle Unreinheit der Kunst. In meinem Roman „Soutines letzte Fahrt“ wird der weißrussisch-jüdische Maler Chaim Soutine 1943 im besetzten Frankreich mit einem durchgebrochenen Magengeschwür von der Loire, wo er untergetaucht ist, zur Operation nach Paris gefahren, in einem Leichenwagen versteckt, um den Besatzern zu entgehen. In seinem Morphin-Delirium glaubt er jedoch, er fahre in ein „weißes Paradies“. Er kommt dort auch an, in der blitzblanken Klinik des Doktor Bog („Bog“ bedeutet auf Russisch „Gott“), wo man ihn für geheilt erklärt, wo der Schmerz ihn verlassen hat, wo es ihm jedoch verboten ist zu malen, noch je einmal einen Pinsel in die Hand zu nehmen.

Dieses Reich des klinisch Weißen und Reinen ist im Roman das Reich des Todes, Farbe bedeutet Auflehnung gegen die tödliche Reinheit. Sie ist verblüffend menschlich. So wird der Maler in einem Heizungskeller des weißen Paradieses, also in einem Untergeschoss des Lebens, wo er nachts, bei unruhigen Gängen durch die scheinbar leere Klinik, weggeworfene Malutensilien findet, verbotenerweise wieder zu malen anfangen. Er ist bereit, dafür den geforderten Preis zu zahlen – die Vertreibung aus dem Paradies, wo dem Maler nicht zu helfen war. Aber der Schmerz kehrt in ihn zurück. In einem Milieu aufgewachsen, das die bildliche Darstellung von Menschen und Tieren mit einem religiösen Tabu belegte, vermochte er seit seiner Kindheit nichts anderes, als genau das Unreine zu tun, das Gebot farbig zu übertreten.

Die Poesie trägt einen bunten Rock wie jener, den Joseph, der jüngste Sohn des Patriarchen Jakob, trug. Es ist Joseph der Träumer, der von seinen eifersüchtigen Brüdern nach Ägypten verkauft wurde (1. Buch Mose 37). Vielfarbig ist Josephs Rock, es ist der Rock der Poesie und der Träume. Schmutzig muss er werden. Und er muss auch noch bluten. Aber die Geschichte wird gut ausgehen, der Gewalt kommt nicht das letzte Wort zu. Joseph der Träumer wird am Hof des Pharaos zum Traumdeuter aufsteigen und als Einziger die goldenen Ähren und die mageren Rinder zu deuten wissen, die sieben fetten und die sieben dünnen Jahre.

Angesichts des Ortes der Preisverleihung, in Wittenberg, sei Luthers Bibelübersetzung benutzt, in roher, unbereinigter Rechtschreibung, Wortstellung, Wortbedeutung. Seit dem unbesiegt überstandenen Kampf mit dem Engel trägt Jakob den Namen „Israel“ („Gottesstreiter“): „Jsrael aber hatte Joseph lieber denn alle seine Kinder / darumb das er jn im Alter gezeuget hatte / Vnd machet jm einen bundten Rock . . . Als sie jn nu sahen von ferne / ehe denn er nahe bey sie kam / schlugen sie an / das sie jn tödten / vnd sprachen vnternander / Sehet / der Treumer kompt daher / So kompt nu / vnd lasset vns jn erwürgen / vnd in eine gruben werffen / Vnd sagen / Ein böses Thier habe jn gefressen / So wird man sehen / was seine Treume sind. Als nu Joseph zu seinen Brüdern kam / . . . Da namen sie Josephs rock / vnd schlachten ein Ziegenbock / vnd tunckten den Rock im blut / vnd schickten den Bundten rock hin / vnd liessen jn jrem Vater bringen. . . . ER kennet jn aber / vnd sprach / Es ist meines Sons rock / Ein böses Thier hat jn gefressen / Ein reissend Thier hat Joseph zerrissen. Vnd Jacob zureis seine Kleider / vnd leget einen Sack vmb seine Lenden / vnd trug leide vmb seinen Son lange zeit.“

Eines meiner Lieblingsgedichte von Ossip Mandelstam, aus dem Jahr 1913, spielt in der ersten Strophe auf diese Geschichte an. Nebenbei: Der Vorname Ossip ist eine russifizierte Form des biblischen Namens Joseph, eine Selbstidentifikation liegt nahe. Das Gedicht, das zu übertragen für mich ein Glück bedeutete, spricht von Wunden und einer bitteren Gegenwart, aber auch von einer Befreiung – durch Gesang, durch die Magie der Poesie. Die Dichtungen der Beduinen werden beschworen, im Halbschlaf zu Pferd gedichtete Verse, die vorislamisch-arabischen Moallakat, die auch Goethe, lange vor dem „West-östlichen Divan“, faszinierten.

Eines der Gedichte, von dem Beduinendichter Amralkais, übersetzte er 1783 zusammen mit Herder nicht aus dem Arabischen, sondern aus dem Englischen (dieselbe Übersetzung von William Jones lieh er 1815 bei der Arbeit am „Divan“ in der Weimarer Bibliothek aus), ein Bruchstück ist erhalten geblieben. Doch nun vom Weimarer Beduinen Goethe zum modernen Petersburger Dichter mit seinen dichtenden Wüstenreitern: „Die Luft – vertrunken, und das Brot vergiftet. / Und diese Wunden heilen: hart. / Die Schwermut Josephs in Ägypten – / Genauso bittre Gegenwart. // Ein Sternenhimmel, Beduinen / Zu Pferd, sie reiten da im Schlaf / Und dichten frei – von dem, was ihnen / An diesem wirren Tag geschah. // Nur wenig braucht es zur Erleuchtung: / Verlorenging dein Köcher, tausch / Dein Pferd! Die Sicht wird leichter – / Und all der Nebel löst sich auf. // Singt einer wahr und singt es eigen, / Mit vollem Atem – wenn's gelingt / Verschwindet alles, übrigbleiben / Der Raum, die Sterne, er, der singt!“

Das Gedicht ist auch eine Besinnung auf die oralen Ursprünge der Poesie. Denn Poesie findet im Mund statt, zwischen Kehlkopf, Gaumen, Zunge, Zähnen und Lippen. Genau dort, wo die Laute entstehen, miteinander kämpfen und sich einander ergeben. Poesie ist ihr lautlicher Vollzug. Ein gedrucktes Gedicht ist nur eine Partitur, ein schwacher visueller Ersatz für das, was erst in der zur Schwingung gebrachten Luft zur Entfaltung und Vollendung gelangen kann.

In einem von Mandelstams „Fragmenten aus vernichteten Gedichten“ von 1931 gibt es ein merkwürdiges Wortspiel und einen Schlüssel für die Poesie. Der Himmel heißt im Russischen „njebo“, der Gaumen aber „njobo“: „Dass dieser Gaumen Raum und Himmel werde / Und meine Lippen springen – wie ein rosa Lehm.“ Gaumen und Lippen, der Mund als Ganzes, stehen hier als Ort der Poesie, als Versprechen dichterischer Universalität. Poesie wird damit definiert als fortdauernde, den Dichter in seiner Zeit- und Sterblichkeit überschreitende Kraft, die einen magischen Kosmos schafft. Aber aus der unreinen Mündlichkeit, der Poesie des Mundes, der Verletzlichkeit der lehmgleichen Lippen.

Dichten im Schlaf, nachts, zu Pferd, im Sattel – auch ein markantes Motiv des ältesten der Troubadours, Guilhem IX., Herzog von Aquitanien (1071 bis 1127), dessen „Lied aus reinem Nichts“ – eines der modernsten Gedichte, aus dem elften Jahrhundert! – ich aus dem mittelalterlichen Okzitanischen übertragen habe. Hier nur die erste Strophe: „Ich mach ein Lied aus reinem Nichts, / Von mir nicht und von keinem sprichts, / Nicht Liebeslied, nicht jugendlich / Noch irgendwas. / Ich habs im Schlaf gemacht, als ich / Im Sattel saß.“

Konnte Mandelstam dieses Troubadour-Gedicht kennen? Aber ja. Als er 1909/1910 für ein Semester an der Universität Heidelberg studierte, hörte er Vorlesungen zur mittelalterlichen französischen und provenzalischen Literatur.

In einem meiner eigenen Gedichte aus dem Band „Novalis im Weinberg“ (2005) habe ich sie zusammengeführt, die Beduinen, den ältesten Troubadour, der auf seinem Pferd schlafend dichtete, und den modernen russischen Dichter; den Anblick des kargen Winter-Weinbergs in der Pfalz, wo die Gedichte entstanden sind, und das was sich insgeheim, in der Tiefe, bereit macht für das alljährlich wiederkehrende Aufblühen. Es ist das Gedicht „Geduld und Knorrigkeit“: „so lange Kahlheit Knorrigkeit / Ausharren mit auseinander / gereckten Armen (am Draht!) / soviel Kälte und Schweiß / soviel Zertretenes Gepresstes / soviel später Triumph // der Weinberg dichtet / im Schlaf zu Pferd / seine scheue / Beduinenpoesie!“ Der Weinberg, dieses Kraftwerk der Poesie, die Beduinen, der Troubadour, ein moderner russischer Joseph mit buntem Rock, von seinen Brüdern verkauft, aber als Einziger fähig, selbst noch die Alpträume des zwanzigsten Jahrhunderts – bis hin zum eigenen Tod im Gulag – in seinen Gedichten zu deuten: Aus dieser Mischung habe ich meinen eigenen bunten Rock gemacht, unrein gewiss, aber geschenkt von der deutschen Sprache, auf die ich einmal ein „Lob aus Lumpen (und Licht)“ gedichtet habe. Rein ist nur die Dankbarkeit.